

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952

267 (15.11.1952) Der Sonntag

Der Sonntag

All' die gefallen in Meer und Land...

Weinet mit den Weinenden / Von P. Baudis

Gestern ging ich aus nach Sonn und Zeit, und die Herzen sprachen eins zum andern. Heute müssen wir die Straßen wandern ohne euer tröstliches Gelächter. Die ihr feht von uns zur Ruhe geht, seid zu schnell verhallen eure Schritte, viel zu bald verwehten eurer Tritte Spuren, die der Staub der Zeit verschlingt. Ach, die Toten wandern so geschwind! Doch, weil wir die gleichen Wege gehen wie ihr, werden wir euch wiedersehen, wo wir einst für immer bei euch sind!

der Apostel Paulus gemeint, als er vor 1900 Jahren nach Rom schrieb: „Weinet mit den Weinenden...“ Ihr braucht nicht viel zu sprechen und große Reden zu halten. Das merkt ein Mensch bald, ob einer ihm tragen hilft, genau wie es einer merkt, wenn er einen schweren Wagen bergauf ziehen muß und es legt hinter ihm einer die Hand an den Wagen und schiebt und hilft. Trösten? Das kann kein Mensch. Wir können nur vertrauen. Richtig trösten kann nur der Herrgott allein.

All' die gefallen in Meer und Land, Sind gefallen in Deine Hand. Alle die kämpfen im weiten Feld, Sind auf Deine Gnade gestellt. Alle, die weinten in dunkler Nacht, Sind von Deiner Güte bewacht. Gib uns Augen, daß wir es sehn, Wie Deine Hände mit uns gehn. Gib uns Herzen, die Deine Gnad' Glücklich ergreifen früh und spät. Gib uns Leben durch Deinen Sohn, Uns und den Toten vor Deinem Thron!

Es werden keine großen Denkmäler enthüllt. Gedenkreisen werden auch kaum gehalten an diesem Tag. Das Wort von der „stolzen Trauer“ ist schon lange verstummt. Wo noch einer auftritt und Worte finden will, da merkt man es ihm an, daß es ihm schwer fällt. Und die Frage „Wofür?“, auf die man einst so großartige Antworten wußte, bleibt unbeantwortet. Es ist gut so. Es ist alles viel ehrlicher. Es fehlen die Lügen und die Phrasen. Darum sollen auch an diesem Trauertag die Verlegenheitsgedanken und die Ausflüchte wegbleiben. Wir sind in der Verlegenheit — deshalb sind alle Voraussetzungen gegeben, daß das Trauern echt ist.

Da sind die Trauernden: Es sind alternde Menschen. Die greifen an manchen Abenden still nach einem Photo-Album und blättern darin. Der Sohn am ersten Schalltag, dann auf einem Gruppenbild, bei einem Ausflug aufgenommen. Der da so herzlich dem Beschauer entgegenlacht, das ist er. Und da hatte er sich heimlich mit einem Mädchen, seiner Liebe, geknipst. Das Bild wollte er uns zuerst gar nicht zeigen. Das Mädchen hat uns dann noch ein- und zweimal besucht, nachdem sie die Nachricht erfahren hatte. Nun ist sie schon längst verheiratet und hat mehrere Kinder. Und er liegt in Rußland.

Da ist sein Bild als Rekrut. Man merkt es ihm an, wie ungewohnt ihm noch die Uniform ist. Und dann das letzte Bild: Vor einem zerbrochenen Panzer im Osten. Da ist er schon ganz Soldat. So war er auch auf seinem letzten Urlaub. Uns so fremd. So hart, verschwiegen, so unruhig, und dann konnte er wieder stundenlang in seiner Stube sitzen. Ob er es genast hat? Der eine von den Kameraden, die mit ihm auf dem Bild sind, hat uns später noch mal besucht. Er wollte nicht, was er eigentlich zu uns sagen sollte. Wir spürten, daß er nur auf den Augenblick hatte, daß er wieder aus unserer Stube heraus war. Da haben wir es ihm auch leicht und kurz gemacht und nicht viel gefragt.

Da ist die Witwe: „Merkwürdig, daß man mit zweihundertdreißig Jahren schon eine Witwe sein kann. Darunter stellt man sich doch eine alternde, resignierende Frau vor. Unsere Waschfrau dabei hatte immer betont, sie wäre eine „arme Witwe“. Mit der Rente komme ich natürlich nicht aus. Aber als Sekretärin verdiene ich ja ganz gut dazu, so daß der Junge und das Mädel auf die höhere Schule gehen können. Nur, daß ich kaum Zeit für meine Kinder habe. Ich müßte die Schulaufgaben mehr beaufsichtigen können! Hans hatte in seinem letzten Urlaub davon gesprochen, als er seinen Sohn zum ersten und zum letzten Mal sah. Er freute sich darauf, sein Schullein noch einmal verwenden zu können, wenn er später mit seinem Filius Schulaufgaben machen könnte. Wie habe ich da gelacht, daß er schon so große Gedanken mit dem kleinen Kerl hatte, der da in seinen Windeln strampelte. Um er mir fehlt bei der Erziehung der Kinder! Und nicht nur den Kindern fehlt er!

Ein ehemaliger Kamerad hat mir mal geschrieben. Und dann ist er auch auf einer Geschäftsreise hier vorbeigekommen. Er hat mir viel von seiner Tätigkeit und auch von seiner Familie erzählt und Bilder seiner Kinder und seiner Frau gezeigt. Die war bestimmt älter als ich und lächelte so glücklich zu ihren Kindern herab. Und ihr Mann stand hinter ihr und hatte die Hand auf ihre Schulter gelegt... Ueber Hans wagte er nicht zu sprechen...

Wenn jemand zu den Trauernden sprechen soll, sollten wir es eigentlich sein, die wir noch einmal davongekommen sind, die wir mit draußen waren und die anderen draußen ließen. Aber wir wissen nicht viel Tröstliches... Daß wir schließlich unsere Heimat lieb gehabt haben und deswegen unseren Kopf und unsere Glieder hingehalten haben? Oder, daß wir auch glaubten, fest darauf bauen, was in dem Zeitalter stand, von der großen, herrlichen Zukunft? Oder, daß wir uns eben fügten und marschierten, weil uns nichts anderes übrig blieb?

Und schließlich: An den Sinn oder Unsinn des Gedenkens zu denken, blieb uns in den ersten Jahren keine Zeit. Da mußten wir leben, wie wir uns durchsetzen, damit wir nicht in Lumpen und Dachkammern blieben. Und jetzt sind inzwischen schon fast zehn Jahre vergangen. Aber es wäre sehr gut, wenn wir auf einmal heute bemerkten würden, daß während wir schufen und schufen während des Lebens in seiner Heterogenität, andere, viele andere neben uns nicht vergessen können und trauern, und daß noch viele Tränen geweint werden.

Was sollen wir denn tun? Es bringt die Menschen nichts so sehr auseinander als Leid, das einsam getragen werden muß. Es verbindet nichts so sehr die Menschen als gemeinsam getragenes Leid. Aber Leid gemeinsam tragen heißt nicht: Viel Worte machen und sein Mittel verstreuen. Es braucht nur das teilnehmende Herz. Man muß sich mit darunter stellen. Das hat wohl



WIR GEDENKEN DER TOTEN ZWEIER FURCHTBAREN KRIEGE

Das ganze deutsche Volk ohne Unterschied des Standes, der Konfession oder der Partei ist aufgerufen, diesen Tag als Gedenktag für die Toten beider Weltkriege zu begehen. Im zweiten dieses blutigen Ringens traf es nicht nur die wehrhafte Mannschaft, sondern auch Mütter und Mädchen, Greise und Kinder. Auf den Schlachtfeldern von Finnland bis Afrika, vom Atlantik bis zum Kaukasus, in den Lüften und auf den Meeren, in der Flammenhölle der zerstörten Städte, in den Eisstürmen der Trecks, hinter Gittern und Stacheldraht starben Millionen und Abermillionen. Um sie alle wird Trauer getragen. Ihrer aller gedenken wir heute.

Stille Arbeit im Dienste der Nächstenliebe

800 000 Kriegsgräber wurden registriert / Von Franz Münich

Aus einem Rechenschaftsbericht des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge geht hervor, daß der Volksbund bereits unmittelbar nach Einstellung der Kampfhandlungen 1945 unter schwierigsten Verhältnissen mit seiner Arbeit begonnen hat. Zunächst beschränkte sie sich auf den Raum der Westzone, wo 200 000 deutsche Soldaten gefallen bzw. gestorben sind. Die Zusammenbettung der Toten aus Feld- und Waldgräbern stellte den Volksbund vor eine Arbeit, die den Einsatz aller Kräfte erforderte. Gleichzeitig wurde mit der Anlage und dem Ausbau von Kriegsgräberstätten begonnen, deren Zahl inzwischen auf über 200 angewachsen ist. In Hunderten von Fällen hat der Volksbund den Gemeinden wesentliche Zuschüsse für die Ausgestaltung von Soldatengräbern und Zivildfriedhöfen gewährt. Bisher hat der Volksbund für den Ausbau von Gräberstätten in der Bundesrepublik einen Betrag von DM 9 140 000 aufgewandt.

Die politischen Verhältnisse machten es unmöglich, gleichzeitig auch die Gräber im Ausland in Obhut zu nehmen. Es gelang jedoch, dank dem Entgegenkommen ausländischer Stellen eine Registrierung der deutschen Gräber in den einzelnen Ländern durchzuführen. Der Aufbau der Zentralgräberkartei, die heute schon anhand genauer Unterlagen Auskunft über 900 000 Grabanlagen geben kann, die Einrichtung von Verbindungsstellen bzw. der Einsatz von Bevollmächtigten in Rom, Kopenhagen, Paris, London, Brüssel, Amsterdam, Luxemburg, Nordafrika, Griechenland und Finnland sind die Ergebnisse dieser mühevollen Arbeit der Grabnachforschung sowie der Erfassung und Sicherung der Gräber vor Verlust.

Trotz allem blieb die Tatsache schmerzhaft, daß deutschseits noch nichts für den Zu-

stand der Friedhöfe im Auslande selbst getan werden konnte. Zwar wurden da und dort mit Zustimmung örtlicher Behörden Verbesserungsarbeiten durchgeführt, doch ein systematischer Ausbau von Gräberstätten kann nur erfolgen, wenn eine zwischenstaatliche Rechtsgrundlage besteht. Der Volksbund hat sich in den letzten Jahren sehr darum bemüht, den Abschluß derartiger Abmachungen mit den einzelnen Staaten vorzubereiten und alle beteiligten amtlichen Stellen auf die dringende Notwendigkeit hinzuweisen.

Als ersten Erfolg dieses Bemühens hatte der Volksbund im Oktober vorigen Jahres die Genehmigung zum Einsatz einer Arbeitsgruppe in Lybien zu verzeichnen, die inzwischen über 4000 tote Soldaten aus Wüstengräbern geborgen hat. Bei dieser Arbeit konnten auch viele bisher als vermißt Gemeldete festgestellt und Unbekannte namentlich bekannt gemacht werden. Unlangst kamen die Verhandlungen zwischen der Bundesrepublik und Belgien bzw. Luxemburg zum Abschluß. Sie ermöglichen dem Volksbund die unmittelbare Betreuung der 47 000 Gräber des Krieges 1939/45 und der 140 000 deutschen Gräber des ersten Weltkrieges auf belgischem Boden. In Luxemburg wurde ebenfalls die Arbeit aufgenommen.

Direkte Verhandlungen zwischen dem Volksbund und dem amtlichen englischen Kriegsgräberdienst führten zu einer Vereinbarung, nach der durch den Volksbund auf allen deutschen Gräbern, gleich ob sie sich in Großbritannien selbst oder auf englischen Militärfriedhöfen in anderen Ländern befinden, gleichmäßige Steingrabzeichen gesetzt werden, wie sie sich in ähnlicher Form auf den Gräbern englischer Soldaten in allen Teilen der Welt befinden.

Volkstrauertag 1952

Betrachtung von Paul Johs. Arnold

Keine Zeit hat die Wege unseres Volkes so mit Gräberfeldern umstellt wie die erste Hälfte dieses Jahrhunderts. Es sind keine Gräber, die sich auflösen, den Menschen, die müde wurden vom Leben, die letzte Ruhestätte zu sein. Durch zwei Weltkriege wurden junge Menschen hinabgestoßen, deren Lebenskraft sich eben in der Entfaltung dehnte, Männer, die aus der Fülle ihres Seinschaffens und darin glücklich waren, Hunderttausende von Frauen und Kindern, bestimmt, das Leben weiterzutragen. Der Totentanz, der das flutende Leben immer durchschlingt, war zu einer Orgie von unvorstellbarer Wildheit geworden, schlimmer noch als in den blutigen Zeiten, die wir barbarisch zu nennen gewohnt sind. Und in den Verschoenen lebte das Grauen des Todes, daß sie es in seiner ganzen Größe kaum noch zu empfinden vermochten.

Weshalb hat man nun einen Tag für die Volkstrauer bestimmt? Soll all das Furchtbare, sollen alle Schrecken wieder in uns aufgewühlt werden, alle Narben wieder aufbrechen und zu bluten anfangen? Ist es nicht genug, daß unsere Seelen durch Jahrzehnte hin zerschroten wurden? Oder fürchtete man, daß in unserer so unheimlich rasch fliegenden Zeit die Opfer, die freiwillig oder unfreiwillig gebracht wurden, ebenso schnell vergessen würden, die Erinnerung an sie sich im Taumel

ERLOSCHENES GRAB

Der Falter, der darüberfliegt,
Der Halm, der sich im Wind hinbiegt,
Die Ackerfurche weiß es nicht,
Daß sich dein bißt dein Angesicht,
Und vor dem vorübergeht,
Spricht kein Gebet.

Ist Erde aller Erde gleich,
In diesem und im fremden Land,
Du bleibst mir immer herzensnah
Vertraut und innig zugesandt,
Ob auch dein Grab erlosch, verweht,
Die Liebe aber, die besteht.

WALTER FRANKE

von Arbeit und häufig oberflächlichem Genuß verlieren könnte? Dieser Gedanke wäre heute vielleicht nicht so abwegig.

Aber der Sinn des Volkstrauertages liegt wohl auf anderem Gebiet. Er kann uns zur Besinnung rufen, zu Gedanken hinführen, die uns weitertragen. Echte Trauer ist nicht zu überwinden, sie bleibt, wenn auch mit fortschreitenden Zeiten in veränderter Form, und sie soll auch bleiben; das Gedächtnis an die Toten darf sich nicht verwischen. Es soll in dem lebendigen Strom des Lebens aufgehen, ihn stärken und fruchtbar machen. Gewiß können wir die Toten nicht wieder zu ihrem Leben wecken, aber wir können sie in unser Leben mit aufnehmen. Das, was uns an ihnen teuer war, müssen wir sorgfältig in uns bewahren und durch uns tätig werden lassen. Jeder Mensch, der jäh aus dem Dasein gerissen wurde, hat Aufgaben hinterlassen, die er nicht mehr zu lösen vermochte, die ihm aber Sinn und Herz füllten. Sie, soweit es geht, an die binden, die uns selber gestellt sind, wird unser Leben voller und reicher machen und den Toten doch noch Leben geben. Damit wird auch der unersetzbare Verlust, den unser Volk erlitten, wenigstens zu einem Teil ausgeglichen werden können, wenn es auch zumeist nur seelische Werte sind; sie zählen keinesfalls weniger als die materiellen.

Doch das könnte schließlich jeder Einzelne noch mit sich allein abmachen. Die Gemeinsamkeit des Volkstrauertages zielt noch auf anderes. Deutlich wird uns vor Augen geführt, daß das Schicksal nicht uns allein geschlagen hat. Wir wissen das auch so; aber so sichtbar vor uns hingestellt, empfinden wir es stärker. Jedem von uns ist ein voll getrübt Maß Leid aufgebürdet worden. Kann das ein Trost sein? Soweit reicht's kaum. Doch fühlen wir uns mit unserem Schicksal nicht einsam, nicht im Gegensatz zu dem Leben um uns herum. Wir tragen das Leid gemeinsam mit allen anderen. Es gibt dabei auch ein Leid, das über das persönliche hinauswächst, das Leid um Volk und Land, das eben uns alle angeht. Und aus diesem Mitleiden kann ein Gefühl in uns erwachen, das uns nicht mehr niedrückt, bis an den Boden zwingt; die Liebe zu denen, die das gleiche erdulden mußten, die noch schwerer belastet sind, als wir selber. So kann sich das Böse zum Guten wandeln, gemeinsame Not uns die Liebe lehren, Liebe nicht nur zu denen, die uns vertraut sind, auch zu den unzähligen Unbekannten, die das gleiche Los getroffen hat. Man mag sogar Kraft und Wert eines Menschen daraus prüfen, ob es ihm gelingt, aus der Tiefe des persönlichen Leidens zu solcher Liebe aufzusteigen.

Aber die Liebe ist, einmal geweckt, unbegrenzt. Sie will mehr, führt uns über die Lande hinaus und zeigt uns, daß auch jenseits der Pfähle die Menschen die gleiche Trauer wie wir um die Verstorbenen tragen, daß ihr Herz schwer ist wie das unsere auch. Im Menschlichen sind wir alle verbunden. Da wenigstens verlieren die Begriffe Freund und Feind ihre trennende Bedeutung, der Haß wird überwunden, der Weg zum Frieden könnte so geebnet werden. Dann sind die Toten nicht umsonst gestorben. Wir wollen deshalb hier auch nicht von Schuld reden, auf welcher Seite sie liegen mag, damit das unser eigenes Gefühl der Trauer nicht vergifte und dem Keim der Liebe ersticke. — Wohl dem, der den Weg der Liebe beschreiten kann; er wird aus sich selbst heraus genesen.

Küstenbunte Welt

„Klopfen Sie mal nebenan an die Heizeröhren!“ sagt ein Mann in St. Gallen (Schweiz), der sich verschiedenen Hausfrauen als Heizungs-kontrollleur vorgestellt hatte. Wenn die Frauen dann im Nebenzimmer an die Heiz-köpfe klopfen, räunte er Schübladen und Geldbörsen aus.

Die 40 Einwohner des Dorfes O in der Normandie haben Antrag gestellt, ihre Ge-meinde umzutufen, da dies nur aus einem Buchstaben bestehende Name Anlaß zu Spöttereien gäbe. Die O-er wollen künftig O-sur-Blondanoy heißen.

Beim Start einer Passagiermaschine auf dem Flughafen Manamba (Westafrika) mußte das bereits anrollende Flugzeug abbremsen. Auf dem Rollfeld lag ein großer Baumstamm im Wege. Das Bodenpersonal stellte fest, daß es ein Krokodil aus dem benachbarten Fluß war, das sich auf dem Startfeld sonnte.

Wenn du da eintauchst, stirbt der Himmel...

Erlebnisse im spanischen Ruhrgebiet

weiß: „Das Gefühl, im heimatischen Norden zu weilen, verstärkt sich, wenn man Galicien verläßt und ostwärts der Küste entlang fährt. Die Landschaft ist eintönig, doch nicht ohne Reiz: mit bewaldeten Hügelkuppen, wie im Schwarzwald und immer Klippen, blaues Meer und Brandungsgischt zur Linken...

Der poetische Charme des galicischen Volksschlages wich der Nüchternheit der Asturlaner. Wir stiegen im ersten Städtchen nach der Provinzialgrenze aus: alles war grau. Grau die Mauern, aus Schiefer die Dächer. Grau und häßlich die Frauen, die Gesichter von Uebermüdung entstellte...

Gräu und grün erscheint Asturien außen. Im Innern ist es rot wenigstens zu einem guten Teil. Wilder noch und grausamer als anderwärts hat hier der Hader des Bürgerkrieges gewütet. Die schöne Kathedrale von Oviedo war, als wir sie besichtigen wollten, immer noch halb eingeschüttet und das Picken der Steinmetze tönte von den Gerüsten.

Zweimal hatte sich das Gotteshaus zur Zitatele verkehrt, und zweimal hatten die Geschosse der roten Belagerer ihre Mauern zerfetzt. Schon beim ersten kommunistischen Aufstand im Oktober 1934 bemächtigten sich die Roten des Kreuzganges und suchten von dort aus den Turm zu erobern von dessen Spitze das Militär die Straße mit seinen Maschinengewehren beherrschte. Noch waren die Wände und Grabplatten des Verbindungsganges mit Kugelschüssen gemasert. Der Sakristan schloß uns die Krypte der ältesten Kirche auf. Sein Philosophengesicht unter weißem Haar trug eine edle Kümmeris zur Schau. „Warum“ fragte er uns fast ankläglich, „kann man in diesem Lande nie unterscheiden zwischen ehrwürdigen, historischen Monumenten und politischen Auseinandersetzungen?“ Die roten Dinamiteros hatten das alte Gewölbe gesprengt, und was wir bedauernd bewunderten, war nur noch ein armseliges Zusammenspiel aus den zerstörten Stücken. Die eigentliche Katastrophe aber brachten die schweren Kaliber, mit welchem im Bürgerkrieg die republikanischen Belagerer, die nationale Garnison sturmreif zu schießen suchten. Erst die Spitze des Turmes, wo in vier runden Erkerchen reizvoll die Replazance aus den gotischen Linien aufblühte, guckte wiedererstanden aus dem Bretterverband. Wir bedauerten dies umso mehr, als er als der edelste unter allen spanischen Kathedralen gilt.

Miera dürfte unter normalen Umständen kaum fremde Besucher anlocken. Vom Berg herab, den der Weg von Oviedo erklimmt, erschien es uns in der Dämmerung durch Rauchschwaden die sich wie ein idyllischer Nebel über das erge Tal lagerten. Wenn da da eintaucht, stirbt der Himmel. Häuser und Straßen sind schwarz. Fördertürme von Kohlenbergwerken wachsen aus der Dämmerung. Das könnte eine Zeche im Ruhrgebiet sein.

Frauen lehnten plaudernd aus den Fenstern, und Kinder spielten gemeinsam auf der Straße. Alle Dialekte Spaniens schwirrten durcheinander. Die Gruppe Männer, zu der wir uns gesellten war eine zusammengewürfelte Gesellschaft. Der junge Schwarze, der seinen Arm in der Schlinge trug, war ein Einheimischer die übrigen stammten aus Katalonien, Malaga und Gallicien. Nach einer Weile schritten zwei Arbeiter in Fetz und Turban vorbei; sogar aus Marokko, aus allen Enden und Ecken des Landes waren die Leute nach den Gruben herbeigestrüht. Denn nirgends in ganz Spanien ging es den Arbeitern so gut, wie hier in Asturien. Brot, Öl, Zucker, alle jene lebensnotwendigen Nahrungsmittel, die anderswo nur der Schwarze Markt gewährte hier lagen sie zu offiziellen Preisen für die Kumpels feil. Die Syndikate oder das Werk hatten diese schöne Siedlung erstellt, zu Mietzinsen, die wie ein Geschenk anmuteten. Eine durchaus zufriedene Stimmung herrschte unter den Männern, und nur der junge Invalide rebellierte, wie es einem echten Spanier geziemt. „Klar, wir genießen Privilegien“, sagte er. „Aber wir riskieren auch mehr als alle anderen. Vor einer Woche fiel ein Stollen ein: ich habe dabei den Arm gebrochen. Unsere Maschinerie ist alt und verbraucht. Wir sind fünfzig Jahre im Rückstand, das erhöht die Gefahren.“

Unser Motor kochte, bevor wir noch die Paßhöhe erreichten. So still und ununterbrochen hatte sich die Straße emporgewunden. Wir stiegen aus und traten an die Böschung. Ein weites Tal lag vor uns: winzige braune Dörfer übersäten die Hänge. Gegenüber ragten die kalkigen Gipfel des kantabrischen Gebirges.

Peter Schmid schließt den Bericht über seinen kürzlich erst beendeten Besuch Asturliens mit dem Ausrufe: „War das noch Spanien? Dasselbe Bild hätte sich uns in den Vorjahren bieten können. Und doch, es war Spanien!“

Die Torheiten der Olga Ravenne

Eine Mutter entremdete sich ihre Kinder

Paris

Als die französische Kontoristin Olga Ravenne durch Heirat des Theaterdirektors Lucius de Fiostel zur Nachwuchsschauspielerin avancierte und bald eine für französische Bühnenverhältnisse märchenhafte Karriere machte, ahnte sie nicht, daß ihr Eheglück eines Tages in Gefahr kommen sollte. Olga Ravenne, die ihren Mädchennamen als Künstlerin weiterführte, galt sogar als Musterbeispiel für eine liebevolle Gattin und bescheidene Hausfrau, die Zuspriechung und Verehrung im Theater nicht mit Arroganz und Ueberheblichkeit beantwortete. Nur eins fand Olga trotz der großen Villa und des parkartigen Gartens als störend bei ihrem Rollenstudium: Das Toben und Tollen ihrer 4 und 6 Jahre alten Töchter Xenia, Maria und des 3-jährigen Sohnes Horace. Sie glaubte, nervös zu werden und wollte die Ablenkungen nicht länger ertragen. Nach einer Aussprache mit ihrem Manne wurden die drei Kinder von Bordeaux in ein Heim bei La Mans geschickt, wo sie bis zur Volljährigkeit aufwachsen sollten.

Die Beanspruchung des Theaterdirektors und die Tournées seiner Frau brachten es in nächster Zeit mit sich, daß die Eltern ihre Kinder kaum noch besuchten. In den ersten beiden Jahren fuhren sie zu Weihnachten noch einmal nach La Mans. Später unterblieben auch diese seltenen Besuche. Briefe, Karten erhielten Horace, Maria und Xenia gar nicht mehr. Geschenke und Spielsachen bekamen sie von der Heimleitung, der lediglich monatlich ein höherer Betrag zur muster-gültigen Versorgung der Kinder überwiesen wurde.

Erst in diesen Tagen wollte Mutter Ravenne ihren 13-jährigen Sohn und die großen Töchter in die Arme schließen. Aber sie stieß zu ihrem Erstaunen auf eisige Ablehnung. „Nimm es uns nicht übel Mutter, wenn wir auch künftig unseren eigenen Weg gehen wollen“, sagte Horace als Sprecher der drei. „Wir kennen unsere Eltern nur als Geldspender. Dafür danken wir Euch, Ihr habt uns den Weg in die Zukunft gesichert. Aber wir haben selbst während des Krieges, als Ihr im Ausland gewesen seid, nur durch das Pensionat und unsere Betreuer von Vater und Mutter

gehört. Nun sind wir groß und möchten nicht nach Hause zurückkehren.“

Die Mutter war erschüttert von dieser Ablehnung. Der Vater schimpfte und bezichtigte seine Kinder der Undankbarkeit. Schließlich seien sie stets aller Sorge entbunden gewesen. Die Eltern hätten nur aus beruflichen Rücksichten auf das „Kinderdrama zu Hause“ verzichtet müssen. Aber als Vater sei er schließlich großzügig genug, seine noch minderjährigen Töchter nicht gewaltsam nach Hause zurückzuberufen, sondern ihnen trotz dieser Entfremdung das Studium zu ermöglichen, damit sie daraus entnehmen, was wirklich Vaterliebe sei.

Inzwischen suchte Madame de Fiostel-Ravenne bekannte Psychologen auf, um sich Ratschläge zu holen, wie sie die Zuneigung ihrer Kinder wiedergewinnen könne und was sie tun solle, damit Sohn und Töchter das elterliche Haus wieder betreten. Obwohl verschiedenes, z. B. der gemeinsame Besuch mit namhaften Kapazitäten, versucht wurde, gelang es nicht, die über 12 Jahre in insgesamt drei Heimen und Pensionen bei und in La Mans untergebrachten erwachsenen Kinder, die ihren Eltern einst lästig waren, umzustimmen.

Obwohl ein Teil der Schuld auch bei Horace, Maria und Xenia liegt, glaubt die französische Öffentlichkeit doch die Hauptschuld an dem „kalten Kinderherzen“ der Mutter ausprechen zu müssen. Olga Ravenne hat inzwischen ihre Torheiten eingesehen und bereit, daß sie ihre Mutterliebe einst dem Beruf opferte. Selbst ihr bislang ungetrübtes Glück mit ihrem Manne hat einen Sprung bekommen. Er meint, sie sollte sich mit der „Undankbarkeit“ der Sprößlinge abfinden. „Nein, nein!“ antwortet ihm und anderen die ihr so raten, die gepalgte Mutter. „Ich habe alles verschuldet, aber ich werde es kaum überleben können, wenn Horace, Maria und Xenia nicht doch noch zurückkommen!“ Niemand weiß, ob die drei erwachsenen Kinder sich eines Tages doch noch umstimmen lassen. Doch eine Lehre erteilt das Schicksal der Olga Ravenne: Kindererziehung in Heimen und Pensionaten ersetzt niemals die wahre Mutterliebe und das häusliche Geborgensein.

Das Nachkriegsschicksal eines Meisterwerkes

Vier Erben stritten sich um Michelangelos Madonna

Rom

Jahrelang stand verstaubt und unbeachtet im Treppenhause einer römischen Vorortvilla eine steinerne Madonna, trauernd um ihren vom Kreuz genommenen Sohn. Sie gehörte dem Grafen Roberto Vimercati Sanseverino, und seine Kinder erfuhren nur aus flüchtig hingeworfenen Bemerkungen, daß die Statue ein Meisterwerk Michelangelos sei. Niemand kümmerte sich sonderlich um die „Pietà Rondanini“, die in allen Kunstatlanten der Welt verzeichnet steht, bis Graf Roberto 1946 starb.

Es war die Nachkriegszeit, in der die hungernden römischen Familien bei den Angehörigen der alliierten Befreiungsmächte Schokolade und Kunstwerke gegen Brot, Konserven, Tabak und Kaffee ein tauschten. Auch die Witwe des Grafen, eine geborne Fürstin Rospigliosi, machte alles zu Geld, um sich und ihre erwachsenen Kinder Ottavio, Laura und Francesca durchzubringen. Der schöne Palast der Sanseverinos wurde verkauft. Als der zweitälteste Sohn Lionello aus der Gefangenschaft zurückkam, war für ihn nichts mehr da, und so begann die Geschichte der „Pietà Rondanini“.

Die Statue war das einzige, was noch verkauft werden konnte, und auf den Erlös erhob Lionello Anspruch. Man war sich über den Wert nicht im Klaren, aber die Geschwister widersetzten sich der Verschleuderung, denn immerhin handelte es sich um ein Werk des größten italienischen Bildhauers. Es kam zu einem langwierigen Prozeß, die Advokaten verdienten, und zudem hatte der Staat das Vorkaufsrecht. Um auf jeden Fall klar zu sehen, bat man Professor Piccolo von der Accademia delle belle Arti um ein Gutachten.

Es war 35 Seiten lang und schlug bei der Familie Sanseverino wie eine Bombe ein: Wert der Pietà Michelangelo 250 Millionen Lire! Das hatte niemand erwartet, und die vier Geschwister kamen sofort überein, das Werk zum Verkauf in private Hand auszuschieben zu lassen. Von der Kaufsumme sollte Lionello sein Erbteil ausgezahlt erhalten, der Rest verteilt werden. Das war 1949. Der italienische Staat, vertreten durch das Unterrichtsministerium, verzichtete infolge chronischer Geld-

Ganz kleine Geschichten

Bei einem Skulpturen in Voralberg sprangen auch die Kamprichter. Ein paar Barchen hatten während des Weltkrieges die zum Kamprichterturn führende Treppe demontiert. Die Feuerwehr mußte geholt werden, doch war die Leiter zu kurz, und so blieb den Schiedsrichtern nichts übrig, als sich in das Sprungloch fallen zu lassen.

Ein Kopenhagener Kinobesitzer erhielt Bescheid über Bescheid, daß die erste Sittliche seine Theaters zu „wie an der Leinwand stehe. Daraufhin ließ er ein Schild anbringen: „Sie brauchen die erste Reihe des Kinns nicht mehr zu besetzen. Gehen Sie für den gleichen Preis in die zweite!“ Das protestierende Publikum tat es und war sehr zufrieden. Der Kinobesitzer aber auch, denn er hat, nach eine Reihe vor der ersten anbringen lassen.

In der kleinen Ortschaft Washington in Neuedland richtete der Schulrektor ein Schreiben an das Straßenverkehrsamt. Nach zwei Monaten erhielt er eine Antwort. Der Brief hatte einen Umzug über die amtliche Hauptstadt Washington gemacht.

Bei einem Besuch der englischen Ganton Sauer in Palermo erklärte ein italienischer Offizier seine Ordensreihe. Die obere hatte er im Kampfe gegen die untere im Kampfe für die Alliierten erhalten.

Neuer Rekord in Chicago: An zwölf aufeinanderfolgenden Tagen kein Mord! 1951 waren es nur sieben Tage, an denen niemand getötet wurde. (Gangster scheinen eben auch alt zu werden.)

Briefträger mit Speck auf der Glatze

Warenhausdetektiv schrieb seine Memoiren

Chicago

In „Collier's“ Magazin berichtet ein Warenhausdetektiv über seine Erfahrungen mit jener „Kundschaft“, die beim Hinausgehen das Bezahlen vergißt. Harry hatte sich auf eine langweilige Tätigkeit gefaßt gemacht. Er fand es nicht schön, eine arme Hausfrau mit einem Pfund Butter oder einen Kleptomannen mit einem Paar Schnürsenkel zu erwischen. Trotzdem bezog er seinen Posten, wie es der Chef ihm aufgetragen hatte: hinten im Laden auf einer großen Kiste, geschickt getarnt durch Kartonattrappen, die ein Guckloch hatten.

Da kam eine elegant gekleidete Blondine in den Selbstbedienungsräum und schlenkert durch die Auslagen. Mit einer flinken Bewegung ließ sie eine Dose Hummer in ihre Handtasche verschwinden. Wert 83 Cents. Ihr Mann war Subdirektor einer Bank, sie hielt sich mehr als diese Dose Hummer leisten können. Für die „Gelegenheit“ mußte sie dreißig Tage Gefängnis mit Bewährung an sich nehmen. Harry merkte bald, daß es mit den meisten Warenhausdieben ähnlich stand: Sie stahlen nicht aus Not, und unter den 63 faulen Kunden im Laufe eines Jahres war nur eine einzige Kleptomantin.

In die Kategorie der „Jongleure“ gehört jener Mann, der eine Dose Hühnerfleisch eine Moment auf seinen Fingerspitzen balanciert sie von dort aus geschickt in den Mantel ärmel schnippte und dann unauffällig die Hand in die Tasche steckte, um seine Beut hineingelassen zu lassen. Der Vorgang spielt sich in Sekunden ab und ist eine beliebte Methode. Aber der „Jongleur“ erfreute sich seines Hühnerfleisches nicht lange ebenso wie jener Briefträger, dessen Mütze ein wenig verrutscht auf dem Kopf saß. Bei genaueren Hinsehen stellte sich als Ursache ein halber Pfund Speck heraus, das auf der Glatze des Diebes thronte.

„Ich habe es zum ersten Mal getan, und es soll nie wieder vorkommen, jammerte er w. alle bei der Untersuchung. Doch Harry behauptete, noch nie einen Warenhausdieb erwisch zu haben, der zum ersten Male etwas mitgehen ließ. Alle fingen sie mit kleinen Dingen an und wurden schließlich so frech wie der lebenswürdige alte Herr, der immer den Verkäuferinnen Witze erzählte und gern im Laden gesehen war. Tag für Tag stahl er



BLICK AUF DEN VIERWALDSTÄTTER SEE

Eine der schönsten Ansichten des Vierwaldstätter Sees bietet sich bei Filälen (unser Bild). Von Rigi, Pilatus, Bürgenstock und Stanser Horn hat man herrliche Rundblicke. Das Urner Seegebiet hat fjordartigen Charakter.